

(Nachdruck verboten.)

12] Der Kampf um Bliestener.

Eine Sommergeschichte von Heinrich Vorhard.

(Schluß.)

Zhr Mann schlug mit seinem Stock nach Herrn Schulke und traf in dem Kampfgewoge natürlich den Kopf seiner Frau mit solcher Wucht, daß das schon zur Untermöglichkeit aufgeweichte neue Rosenhütchen sich über Ohren und Augen preßte. Nichtsdestoweniger nahm Herr Schulke, gutmütig wie er war, den Schlag doch als genossen hin und bedankte sich dafür bei Herrn Zademaß, indem er ihm eins unter's Kinn versetzte. — Diesen Augenblick mußte wohl Herr Nitschke als besonders aussichtslos für eine Veröhnung ansehen, denn er drängte sich dazwischen:

„Über Kinderchen!“

Weiter kam er nicht, er slog auf Herrn Voglers dicken Bauch, und beide schmießten alsdann die Erde.

Troßdem er ganz weich zu liegen kam, war es doch nicht nach seinem Geschmack. Da er aber nicht wußte, wer ihn dorthin befördert hatte, machte er es wie das Glück: Ohne Wahl verteilt die Gaben. . . . Er puffte rechts und puffte links, und seinen Bemühungen war es besonders zu danken, daß diese Keilerei auch der Gesamtheit zugänglich wurde. Der dicke Herr Vogler bekam zuerst sein Teil von dem rasenden Roland — vielleicht weil er doch nicht weich genug als Unterlage gewesen war — einen Rippenstoß nach dem andern.

„Nähren Sie mich nicht an!“

Bums, hatte er einen Rippenstoß.

„Nicht anrühren, Männchen, verstehn Sie!“

Bums, hatte er wieder einen.

„. . . Sonst passiert ein Unheil, verstehn Sie!“

Bums!

„Machen Sie sich nicht unglücklich! . . .“

Selbstverständlich prügelte sich nun der junge Herr Vogler mit Herrn Nitschke, trotzdem seine Mutter mit Thränen in den Augen verzweiflungsvoll an ihn heranzerrte, und selbstverständlich auch Lude Vogler, und zwar mit wahrer Begeisterung.

Wie Fräulein Piele in den Anäuel kam, ist unklar, aber plötzlich war sie drin und beteiligte sich, während Lante Bliestener artig auf einem Stuhl saß und das orangefarbene Sonnenschirmchen behütete, d. h. sie saß so lange dort, bis das eine Stuhlbein den sonderbaren Einsall bekam, abzusplittern — da saß sie natürlich auf der Erde und das Schirmchen war geknickt. Die größten Thaten verrichtete inzwischen Herr Schulke; er setzte das Ehepaar Zademaß vor die Thür — damit der Gift en bisten auslüftet — und hielt dieselbe zu.

„So — nu wird woll Ruhe werden.“

Stirr! Stirr!

„Die Mejäre schlägt ja alle Scheiben kaputt!“

„Düchtig, Mutter, düchtig!“ freischte Meta innen und schlug plötzlich auf das ganz verdunkte Fräulein Vogler ein. Wieder kam der Stillegeliebte dazwischen, diesmal aber ging es ihm schlecht, ihre Faust traf seine Nase, daß sie blutete und dick anschwell.

Der Wirt! . . . Au Wetter! . . .

„Machen Sie, det Se rauskommen, meine Herrschaften! . . . Maus, sag' id! . . . Haben Sie denn keene Ohren nich? . . . Maus!“

„Düchtig, Mutter, düchtig! . . . Herr Nitschke, hau'n Sie die Bande trumm un lahm!“

Das Nachlassen des Kampfes bei Eintritt des Wirtes benutzte nämlich Partei Zademaß zum neuen Vordringen.

„Maus! . . . Verlassen Sie mein Lokal! . . . Ja ford're Ihnen auf: Zum ersten, zum zweiten und zum dritten!“

„Hier is woll Auktion — ausseh'n thut's so,“ ließ sich die nie fehlende Stimme aus dem Publikum, welches natürlich aus dem Tanzsaal herübergeströmt war, vernehmen.

„Ja biete 32 Pfennig for det lange Mülleken . . .“

„Ruhe! Ruhe! . . . Verbiit id mir! . . . Ja wer doch sehn, wer hier Wirt is! . . . Det is Landfriedensbruch, verstehn Sie, un rann bring id Ihnen alle!“

„Aber lieber Herr Strefow, Sie werden doch nicht . . .“ fing Herr Vogler eingedenk des Vormittagskats und seines geschickten Umgangs mit dem Publikum an.

„So? . . . Meinst De? . . . Dir Diebbauch zuerst! Du hast de meisten zu Eure verress'ne Bande gestellt. Et Bier habt Ihr Euch mitgebracht, Kaffee habt Ihr Euch mitgebracht, Kuchen habt Ihr Euch mitgebracht, et Frühstück habt Ihr Euch mitgebracht, et Abendbrot wohl ooch . . . Na ja . . . Mittag habt Ihr jeessen . . . Jeessen? . . . Jeessen habt Ihr for Eure Sechsdreier, un Euch noch de Brötchen in de Taschen jestoppt! . . . Maus! sag id! . . . Ja wer ma woll dafor ooch noch de Scheiben zerleppern lassen, nich? . . .“

„Un wat is det hier mit den Stuhl? . . . Der war doch janz! . . . Un mit den hier? . . . Un die Ede von's Klavier? . . .“

„Die war schon ab.“

„Natvoll, det möchtest De! . . . Allet müßt Ihr zahlen! . . . Allet, allet! . . . Un rann kommt Ihr ooch . . . Ja hab schon vorhin nach'n Schandarm jeschickt . . . Wattet, bitte, man en Dogenblick! . . . Sonne Raubpactage!“

„Aber mein Mann hat hier de ganze Zeit jeessen!“ schrie Frau Wulfow in fürchterlicher Angst. „Ja hab en nich wech-jelassen, wirklich nich!“

„Der sieht irade so aus, als ob er stille sitzt, wenn andere sich teilen!“

„Nu aber passen Sie en bisten auf Ihr Mundwerk auf, det 's nich durchjeht . . . Thun Sie sich den eenen Jefallen und sagen Sie nich noch eenmal, det meine Frau lijt — for jehöhnlich bin id nämlich Kammer, Sie verstehn doch?“

Wulfow stellte sich dabei in ganzer lebensgefährlicher Größe neben den Wirt, daß dieser vollkommen verstand.

„Na ja . . . Kann ja möglich sind . . . det wird schon amtlich festjestellt wer'n . . .“

Aber Fritz Jutterbauch, der Spaz, hatte glücklicherweise auch für die Umgebung Berlins recht: Wenn man die Polizei braucht, ist sie nicht vorhanden.

Ebenso aussichtslos hätte der Kellner einen verlorenen Knopf im Grunewald suchen können, wie den Sendarmen; mit einem dimmen Gesicht und achselzuckend kam er zurück. Herr Strefow ließ also großmütig die Anklage auf Landfriedensbruch fallen und beschränkte sich darauf, den Geldbeutel zu kränken.

Und da klagten nun die Handwerker! Das sind doch wunderschöne Kreise, welche Herr Strefow für Tischler, Glaser, Maler und Instrumentenmacher verlangt!

„Nicht zu knapp!“ meinte auch die unvermeidliche Stimme aus dem Volke.

Herr Bliestener hatte sich weislich, als die Sporteln verfeilt werden sollten, hinausgedrückt. Herr Bliestener mußte durchaus seine Nase am Drumen kühlen. . . . Fräulein Schulke mußte durchaus plumpen . . .

Es war das ein sehr fremdliches Bild.

Der Regen hatte aufgehört und die untergehende Sonne vergoldete nicht nur diesen Vorgang, sondern sie glänzte und bligte auch nebenbei durch die unzähligen Tropfen, die an den Bäumen und im Strauchwerk hingen. Was ist die Dämmerung doch für eine prächtige Zeit für solche, die sich etwas Großes zu erzählen haben und doch nicht wissen wie . . . Wie da der Mut wächst, wenn eins des andern Gesicht nicht mehr so deutlich sieht, wie die Dämmerung die Herzen weich macht!

Aber beim Nasenkühlen am Brunnen in einem öffentlichen Restaurationsgarten müht auch die schönste Dämmerung wenig. Grethe faßte sich plötzlich an die Tasche.

„Meine Handschuh sind wech . . . un erst zweimal jetragen. Sie entschuldigen, det id nich weiterpumpe, aber wenn's erst janz duster is, sind se jarnich mehr zu finden!“

Sie lief zur Gartenthür hinaus.

„Fräulein Grethchen, id komm' mit, so wat sind' sich zu Zwei'n besser.“

Sonderbar, daß niemand daran dachte, daß die Handschuhe nach einem solchen Regen doch nicht mehr zu tragen wären!

„Hier de Chasse bin id vorhin langjekommen, hier kann id se verloren haben.“

„Na natürlich . . . Ja . . . Is woll möglich.“

Drinnen bei dem Drumen hatten sie soviel geschwätzt und jetzt plötzlich waren sie auf der stillen Straße wie auf den Mund geschlagen. Sie sprachen zwar beide unausgeseht aber nur mit sich selber.

„Menschenskind!“ sagte Bliesener zu Bliesener. — „Nunfang' doch schon an, et wird Zeit . . . Ja — gleich . . . Wie denn aber? Wie denn? Junge bist du en Esel! . . . Los doch schon! . . . Ja, aber — wenn se nu abwinkt? . . . Det muß jedenfalls sehr fein eingefädelt wer'n . . .“

„Ob er woll wat sagen wird? . . . Nee, nee — er sagt nisch, er denkt ja nich drann. — Der sucht einfach blos de Handschuhe mit . . . Er kann ja ooch 'ne ganz andre kriegen als wie mich . . . Ach je! . . . Er is doch imma heute mit dem Fräulein Piele zusammenjeweisen . . . Ach je! Er denkt jantich dran! . . . Er denkt nich dran!“

„Wir woll'n man wieder umkehren, et is doch nisch mehr zu sehn?“ sagte sie laut mit einem tiefen Seufzer. „Die Handschuhe sind nu mal verloren.“

„Gopsa, Fräulein Fretchen! Sowat! Diegt da 'n großer Steen mitten in 'n Wej! Haben Se sich wat jedhan, Fretchen?“

„Ach nee . . . Lassen Se man!“
„Jedenfalls aber jeben Se ma lieber'n Arm, man wees jantich, wieviel Steene noch in 'n Wej liegen.“

„Jetzt hatte sie wirklich einen festen Halt, einen so festen, daß es ihr ganz bekommen wurde.“

„Fräulein?“
„Ja.“
„Fräulein? . . . Fräulein, Se nehmen's ma doch nich übel? . . . Nehmen Se 't ma übel?“

Keine Antwort.
„Fräulein Fretchen, id muß Ihnen nämlich wat sagen, det, det id die . . . na Se wissen ja schon, wo wa heute Nachmittag bei de Pfänderspiele . . . aber Se nehmen's ma doch nich übel? Se haben se mir doch noch selbst als Pfand jeeben.“

„Ja . . . ja, id jloobe, Herr Bliesener.“
„Woll'n Se nu die Handschuhe wieder haben oder kann id se . . . Fräulein Fretchen?“

„Id wees nich, Herr Bliesener . . . Id möchte se doch jern . . . jern wieder haben, aber . . . ach, id brauch se ja noch lange nich . . . bis nächsten Sonntag können Se . . .“

„Nee, id jeb' se Ihnen doch lieber jleich wieder . . . Fräulein? . . . Fräulein Fretchen? . . . Muß id se Ihnen so wiederjeben? So ganz trocken? Sagen Se doch! . . .“

„Det is doch . . . Det is ganz jeben de Spielregel . . . Ach Se verstehn schon! . . .“

„Nee, Herr Bliesener . . . Ach nee . . . Wirklich nich!“
„Fräulein Fretchen? . . . Meine liebe, liebe kleine Frete! . . . Nu weene doch nich! . . . Wat weenst De denn, Fretchen? Det wird allet schon jut wer'n! . . . Mein liebet Häseln! . . . Ach, Frete, id wees jarnich, wie id zu det . . .“

„Duffelköpfe, könnt Ihr denn nich kiesen!“
Ein heranansiehender Radfahrer hatte die Engumschlungenen noch im letzten Augenblick gesehen und einen kurzen Bogen um sie gemacht, sonst hätten sie mitsamt ihrem jungen Glück in dem augenblicklich sehr unerfreulichen Chausseegraben gelegen.

„Schwöchererent! Knutscht Eich doch wo anders ab. Ueberall latschen se Eenen vor's Rad un überall . . . Schweinebande . . . Deibel holen!“

„Du, Justav, wa müssen jetzt wieder . . .“
„Ach nee, Du . . . Ach nee, det is doch so schön hier.“

„Ja, ja, se suchen uns sonst. Kommt, Justav, kommt, aber ganz vernünftig jetzt!“

„Noch einen, Fretchen . . . Du, mogeln jiebt's nich! Det war man en halber.“

„Herr Bliesener, wa woll'n aber noch nisch sagen, id möchte det nich so vor alle Leute, der Klimbim is ma peinlich! — Se sind doch nich böse deswejen . . . Heute Nacht zu Hause, denn wer id's beichten. Id habe sonne Angst vor, id wees jantich, et is doch jar keen Grund, Du jefällst ja alle, — leider Jottes — un meinen Eltern jefällst de ooch, det haben se jesagt.“

„Weest de, aber ne kleine Schmeicheltage bist De!“
„Is et denn nich so? . . . Aber jetzt sind wa da, nu stich doch mal schnell en Streichholz an, Justav, ob man mir wat ansieht . . . Bin id sehr rot, sage mal? . . .“

„De Schütz un Bliesener! . . . Mutter, wat ha'd jesagt! Siste, sonne Person is det! Doost in de Nacht mit de Mannskente in'n Wald! . . . Herr Nitschke! Herr Nitschke!“

„Ja, wa haben jetzt den Kutscher, der is total besoffen, wer fährt nu?“

„Ach wat, Kutscher! Woll'n Se mal en schönst Paar sehn? . . . Spenderen Se doch noch en Streichholz, Herr Bliesener, wie vorhin, det er sie besser bewundern kann.“

„Wa haben blos de Handschuhe von Fräulein Frete jesuacht, verstehn Se?“

„Blos de Handschuhe jesuacht? Sieh eener an! . . . In Düstern un unterjesacht . . . Wie hast De doch vorhin jesagt? Da is 'ne öl'je Bohne mang!“

„Na — wenn Se 't denn durchaus hören wollen: Da is ooch ne öl'je Bohne mang.“

„Justav, Justav id jratulier da! Un Frete Ihnen ooch! Alle zwei Beide!“
Woher Tante Bliesener kam, wußte kein Mensch, sie hing im richtigen Moment gerührt an Gustavs Hals.

„Willi! Willi! unse Frete! . . . Meine kleine Frete Braut! Fretchen! Fretchen!“

„Junge, Justav, det hätte Dein Vater erleben müssen!“
„So! Sie haben sich bekommen. — Höhepunkt jeder vernünftigen Geschichte. — Schluß!
Wie die feindlichen Parteien wütig und glücklich nach Hause gekommen sind, ist danach wirklich ganz gleichgültig!“

Deutsche Kunst - Ausstellung der Berliner Secession.

I.

Die im eigentlichen Sinne moderne deutsche Malerei hat sich nach dem Vorbild des Auslands entwickelt. Und wenn auch gerade die die Ausstellung der Secession ein Bild davon giebt, in wie viele Richtungen die Bestrebungen der Maler in der Gegenwart auseinandergehen, die Grundlage, der moderne Kolorismus und die ganze Art, die Dinge anzuschauen, ist in Frankreich und England geschaffen worden. Aber auch in den letzten Jahrzehnten stehen in Deutschland ein paar Maler abseits von der großen Heerstraße. Es sind gerade die, die wir zu den größten unserer Zeit rechnen: Bödlin, Leibl, Menzel. Sie sind in charakteristischen Werken draußen vertreten.

Mit Adolf Menzel ist es merkwürdig gegangen. Er ist nie auf ernstlichen Widerspruch gestoßen, und je älter er wurde, um so weniger hat es ihm an äußerer Anerkennung gefehlt. Und doch scheint es, als beginne man erst heute, ihn voll als Künstler zu würdigen. Er war bisher nur der bekannte „Preußemaler“, und Interessen, die weit weg von aller Kunst liegen, haben ihm die lebhaftesten Sympathieen zugeführt. Für Menzels Kunst ist es aber eher zufällig, daß sie sich zum großen Teil gerade an diesen Dingen bethätigte. Was heute so stark wirkt und sein Schaffen auch dem modern geschulten Künstler so anziehend macht, das ist die völlige Unabhängigkeit, die absolute Freiheit der Anschauung, vom ersten Tage an. Menzel ist wohl der selbständigste Künstler unseres Jahrhunderts. Er hat die Natur vor fünfzig Jahren in einer Art angeschaut, die dann erst in mühsamem Ringen von den Franzosen erobert wurde, und die im Grunde auch erst der Gegenwart voll verständlich wird. Und er hat seine Anschauung der Dinge in scheinbar müheloser, schlagender Zeichnungen gestaltet. Daß er seiner Zeit so weit voraus war, macht es erklärlich, daß er so ohne jeden Einfluß auf die Entwicklung der Malerei in Deutschland geblieben ist.

Die frühen Zeichnungen, die von ihm ausgestellt sind, zeigen dies. Da ist eine Kreidezeichnung einer Landschaft bei Cassel von 1848. In ein paar hastigen Strichen mit der Kreide und dem Wischer erstet eine Landschaft, die wie eine impressionistische Skizze wirkt. Der Fluß zieht sich durch das Land gerade hinein in die Tiefe. Wirklich hinein in die Tiefe geht der Blick über den glatten Spiegel des Wassers. Im Hintergrund links ein sanft ansteigender Berg. Das rechte Ufer ist mit blattlosen Bäumen besetzt — nur ein paar Striche, aber das Wesentliche des Eindrucks ist festgehalten.

Stärker noch wirkt eine in der Technik brillante Zeichnung aus dem Berliner Museum, die derselben Zeit entstammt. Sie zeigt den Aufbewahrungsraum für die Gipsabgüsse während des Umbaus. Der tiefe Raum, dessen Dachgebälk von stumpfrotten Säulen getragen wird, — wieder die ausgezeichnete Raumgestaltung! — ist dicht gefüllt mit durcheinander stehenden Statuen. Das Tageslicht fällt von rechts in den Raum. Man ist erstaunt über die Lebendigkeit des Eindrucks. Eine Kriegergruppe im Vordergrund ist eingehend ausgeführt; sie hebt sich mit greifbarer Deutlichkeit heraus, auch der Stoff, der bleiche Gipsstein ist in Licht- und Schattenpartien mit gleicher Schärfe gekennzeichnet. Andere Gruppen zu beiden Seiten sind, je weiter sie von diesem Mittelpunkt entfernt sind, um so weniger ausgeführt. Aber man sehe z. B. die Jünglingsfigur, die rechts hoch steht; die wesentlichen Umrislinien, ein paar Lichter, und der Eindruck des Wirklichen ist da! In der Sparsamkeit seiner Mittel ist das Blatt verblüffend. Raffiniert ist ein hellbrauner Papierton gewählt, die Lichter mit weißer Kreide aufgesetzt, die Schattenpartien im Vordergrund mit dem Wischer gearbeitet, weiterhin mit einigen Kreidestrichen angegeben. Und das Ganze, der kalte Gipsstein mit den mattroten Säulen und den neutralen Wänden, geht malerisch gut zusammen.

Dieselben Beobachtungen könnte man an der späteren Bleistiftzeichnung von Königshütte (1872) wiederholen. Dargestellt ist das stark bewegte Arbeitsleben in einer Grube, während im Hinter-

gründe die Mauern und Schornsteine der Fabrikstadt silhouettiert sind. Daneben hangende Maulkorbstudien zeigen wieder den Ernst des Künstlers, dem nichts für ein gründliches Studium zu gering ist; die Zeichnung der komplizierten Eisengeräte ist mit einer Treue durchgeführt, als hätte sie Selbstzweck. Dann als Bigarette zum „Zerbrochenen Krug“ eine Skizze, die eine Perücke fortkehrt, mit einer Rückenlinie von einer köstlichen Grazie und Schmiegsamkeit, und charakteristisch zugleich. Auch die Nüftungsstudien verdienen eingehende Beachtung. Ebenso die Delfstudie eines alten Juden (1855), die breit gemalt ist. Der alte Mann sitzt müde, in sich zusammengefunten, mit gesenktem Kopf; er ist in einen schweren Pelz gehüllt. Ausgezeichnet ist es gegeben, wie ein mildes Licht über ihn hinfällt, in dem Silberhaar des Bartes und über das gebräunte Gesicht spielt und sich weich auf den braunen Pelz legt.

Ein kleines Gonahe-Bild (1881) zeigt Menzel den Maler. Es ist eine Scene in einer katholischen Kirche. Der Priester steht auf der Kanzel und predigt, die Frauen sitzen in Chorstühlen rechts von ihm, die Männer stehen links; der Kirchendiener geht mit dem Klingelbeutel um. Das Bild hat nichts Religiöses. Es ist eine rücksichtslos wahre Charakteristik der in der Mehrzahl gleichgültigen oder mit anderen Dingen beschäftigten Personen, auf die das Umgehen mit dem Klingelbeutel einen großen Eindruck macht. Trotz der Kleinheit der Figuren ist jede einzelne lebendig gezeichnet; von jeder scheint man zu wissen, was sie im Augenblick denkt. Aber die ganze Pracht der katholischen Kirche lebt in dem Bilde auf. Die mächtigen violettrotten Pfeiler, die in Gold und Silber strahlende Kanzel, das lothbare Gerät, die Leuchter, die ewige Lampe, alles das ist bis in die Details gegeben. Vorn dringt durch ein nicht mehr sichtbares Fenster das Tageslicht in breiten Fluten, weiter hinten ist es abgedämpft, und ein zarter bläulicher Schimmer vom Weihrauch ruht über den Dingen.

Das Bild lädt zu einem Vergleich mit den „Dorfpolitikern“ des größten deutschen Bauernmalers, Wilhelm Leibl. In einer Schenke sind ein paar Bauern verammelt; einer liest aus der Zeitung vor, ein zweiter steht mit hinein, zwei andere und der Wirt hören aufmerksam zu. Leibls Art zu schildern ist oft charakterisiert und bewundert worden. Seine Technik hat etwas Erstaunliches, sie zeugt von einem Fleiße, von einer hingebenden Liebe zu seinem Werk, die bei den Alten zwar wohlbekannt, heut aber sehr, sehr selten ist. Jeder Zug, jede Rinne, ja fast jede Haarstoppel des Gesichts und jede Falte des Rocks scheint dem Maler wichtig genug, um im Bilde festgehalten zu werden. Aber er erschöpft sich nicht in diesen Einzelheiten. Das ist das Erstaunlichste: der Eindruck des Ganzen geht darüber verloren. Die fünf Bauern sitzen da in aller Natürlichkeit, genau so ungraziös wie im Leben, und jedem ist sein Lebensschicksal, sein Charakter und seine Meinung zum vorliegenden Falle ins Gesicht geschrieben. Auch ihre Hände erzählen von ihrem Leben.

Menzels Bild gegenüber fällt an diesem die große Ruhe auf. Dort eine fast unruhige, pridelnde Lebendigkeit, eine geistreiche, mit einer Fülle von Schlaglichtern charakterisierende Art, hier die bis zum Aeußersten vordringende schlichte Sachlichkeit, die nichts thun will als ihren Gegenstand ausschöpfen. Der Unterschied geht tiefer, wie ein Blick auf Leibls übrige Bilder und ein Vergleich seiner Zeichnungen mit denen Menzels erkennen läßt. Von Leibl sind noch einige in ihrer Technik dem ersten entsprechende kleinere Bilder da — der Sparfennig, die neue Zeitung, und vor allem die Gewandstudie — daneben aber auch Bilder, die auf den ersten Blick von einem anderen Künstler zu stammen scheinen. In den ersten hat Leibl mit spitzem Pinsel gearbeitet und die Striche so gut ineinander vertrieben, daß man von der Arbeit des Pinsels nichts mehr erkennen kann, und nur die modellerte Fläche sich dem Auge bietet. In den anderen malt er weich und breit, in einem bestimmten Ton. Das beste dieser Art ist die „Pariserin“, ganz in braun-grünlichem Ton, aus dem das Gesicht, die mageren Hände und das niedrige Tischchen als hellere Flecken austreten. Diese farbliche Stimmung ruft den Eindruck hervor. Gewiß ist Leibl auch hier der Charakteristiker, das seine kluge Gesicht der alten Frau ist scharf gezeichnet, aber der Pinsel ist stärker zu spüren, die Behandlung mehr fledig. Gehen wir noch weiter zurück, etwa zu dem Portrait des Malers Sperl, (1870) oder dem Bild eines französischen Revolutionshelden (1869), so wird die Breite der Pinselführung noch auffallender. Diese Bilder sind völlig in einem Ton gehalten, grünlich-braun das eine, rötlich das andere.

Die große Kreiszeichnung eines Mannes, der am Tisch in der Schenke sitzend sein Geld zählt, zeigt einen starken Gegensatz zu Menzels Zeichnung. Sie ist mit ganz breiten Strichen hingeseht, und, obwohl nur in schwarz und weiß, von stark farbiger Wirkung. Man bewundert, wenn man ein wenig von dem Bilde zurücktritt, wie weich sich Fläche gegen Fläche setzt. Dem Maler kam es nur auf die Tonwirkung an, die Konturen sind fast vernachlässigt. Bei Menzel sind sie immer scharf und bestimmt, sie fixieren ihm die Bewegung, die ihm an erster Stelle steht. Der verschiedene Ausgangspunkt zeigt ihre verschiedene Veranlagung. Leibl ging von der Farbe aus, Menzel ist Zeichner. Nicht etwa, daß Menzel nicht malen und Leibl nicht zeichnen könnte. Bei beiden stehen Farbe und Zeichnung zusammen, die Körper erscheinen ihnen so wie sie sind, in ihrer farblichen Modellierung und in ihren festen Konturen. Aber Menzel zeigt mehr das flüchtige Spiel der Bewegungen, und selbst wo Farbmotive ihn fesseln, ist es

mehr das spielende Licht, der starke Wechsel von Licht und Schatten als die farbliche Nuance. Daher die Unruhe, das Herböse in seinen Bildern. Das Farbenempfinden ist weicher, unbestimmter, aber auch konstanter, ein auf farbliche Wirkung gestelltes Bild wirkt ruhiger und einheitlicher. Wenn Leibl von der ursprünglichen reinen Farbenwirkung zu dieser weit getriebenen Detaillierung der Zeichnung gekommen ist, so hat er die malerische Haltung nicht verloren, und in den letzten Bildern ist er wieder stärker auf die frühere Art zurückgekommen. In dem frischen Bilde eines jungen Mädchens ist nur das rosige Gesicht und die nächste Partie, der Halschmuck und der Hutputz, scharf gezeichnet, das übrige ist in der breiteren großzügigen Art der ersten Werke gehalten. Es ist farblich ein außerordentlich reizvolles Bild. Gerade in diesen Bildern zeigt sich aber auch, daß Leibl doch nicht ganz unberührt von der Entwicklung des modernen Kolorismus geblieben ist. An die Stelle des schweren bräunlichen Tones ist ein frischer, auf ein Blau gestimmter Gesamton in seine Werke gekommen.

Von Leibl zu Arnold Böcklin ist vielleicht ein nicht so weiter Schritt, als es auf den ersten Eindruck scheinen möchte. Will man freilich nach der äußeren Erscheinung klassifizieren, wie es gemeinhin geschieht, so wird man sofort auf den Unterschied zwischen dem „Realisten“ Leibl und dem „Phantasten“ Böcklin stoßen. Bei diesem die Fabelwesen, bei jenem die getreueste Wirklichkeit — das springt in die Augen. Nicht daß ich Leibls auf ein engeres Gebiet begrenzte Kunst dem umfassenden Genie Böcklins gleichstellen möchte. Was aber bei Leibl so starken Eindruck macht, das ist die ungeheure Kraft der künstlerischen Anschauung, der es gegeben ist, sich das Bild bis aufs letzte bestimmt untrüben vorzustellen und dann ohne jede Bedenklichkeit heranzuzumalen. Man erzählt von Leibl, daß er an der einen Ecke des Bildes oder etwa bei einem Auge einer Person anfangt und von da aus das Bild vollende, Zug um Zug fertig. Diese Kraft der Anschauung ist auch bei Böcklin das Wesentliche. Man sehe z. B. die Skizze vom Gesilde der Seligen in der Ausstellung an: so interessant sie an sich sein mag, wie wenig von dem Glanz des farbigen Bildes enthält sie, wie ist alles nur angedeutet; nur die Grundlinie des im Kopfe fertigen Bildes ist da. Auch sonst berichtet man, daß Böcklin nur mit ein paar Strichen das Bild skizziert oder gar keinen Entwurf braucht. Bei Leibl ist, wie auch bei Menzel, die künstlerische Anschauung an die wirkliche Erscheinung der Dinge gebunden, bei Böcklin tritt die schöpferische Phantasie hinzu, die aus den gegebenen Elementen kombinatorisch neue Wesen schafft. Die Schärfe, mit derer diese neue Welt gesehen und gestaltet hat, daß sie uns wie die natürliche erscheint, daß der Raum so machtvoll gestaltet ist und die Bäume, das Wasser, die Felsen und die Gestalten, die er malt, leben, und nicht, daß er sie so eronnen hat, ist das Gewaltige an Böcklins Phantasielkunst. — h.

Kleines Feuilleton.

— **Thalsperren an der Wupper.** Der „Köln. Zig.“ wird geschrieben: Einer der landschaftlich reizvollsten Plätze ist die **Heber-Thalsperre** bei Hüldehausen. Nachdem sie im vorigen Herbst vollendet worden und bei eingehenden Untersuchungen sich allen an die Sicherheit eines solchen Bauwerks zu stellenden Anforderungen entsprechend gezeigt hatte, wurden die Ablaßvorrichtungen in diesem Frühjahr geschlossen und das Wasser des 22 Quadrat-Kilometer großen Niederschlagsgebiets aufgestaut. In etwa vier Wochen sammelte sich vor der Mauer ein gewaltiger See von 3 000 000 Kubikmeter Inhalt an, dessen Fluten sich in zwei Armen bis zu 8 Kilometer weit über das Heber- und das Lütgenauthal ausbreiten. Dieser See übertrifft alle bisher in Deutschland ausgeführten Staugenwässer an Größe. Gegenwärtig ist die Thalsperre vollständig gefüllt und das noch zuströmende Wasser fällt über die zur Sicherheit gegen Ueberflutung der Mauer angelegten sieben Ueberfallöffnungen in herrlichem Wasserfall an der Mauer herab. Die weite Wasserfläche wird ein beliebter Zummelplatz für den Ruder-, Segel- und Eisport werden, während die anmutigen, mit Tannen und Buchen bewaldeten Höhen der Ufer den Erholung suchenden Fußgänger einladen. Das Bauwerk selbst, das mit einem Kostenaufwande von 600 000 M. unter der Oberleitung des Geheimrats Inge inachen entstanden ist, hat eine Gesamthöhe von 26 Metern und reicht mit seinem 17 Meter breiten Fundament-Mauerwerk noch 8 Meter unter die Thalsohle allenthalben bis in den festen Felsgrund. Die Sperrmauer hat sich unter der gewaltigen Belastung aufs beste bewährt und ist vollkommen dicht, was bisher nur bei wenigen Thalsperren erreicht wurde. Sie bietet somit ein schönes Zeugnis deutscher Baukunst. Die angestauten Wassermassen, die bei dreimaliger Füllung des Thalbedens jährlich auf 12 Millionen Kubikmeter Abwasser gebracht werden können, sind dazu bestimmt, in den trockenen Monaten der jezt häufig nahezu ausgetrockneten Wupper zugeführt zu werden, um den Triebwerken das alsdann fehlende Betriebswasser zu ersetzen. Es stellt sich hierbei die gewonnene Kuppferkraft während der ersten 50 Jahre, der Zeit der Tilgung der Anlagekosten, auf jährlich 80 M. und nach dieser Zeit auf nur 10 M. Bei voller Ausnutzung der gebotenen Wassermengen und der Gefälle werden diese Kosten demnächst auf 3 M. sinken. Eine durch Dampf erzeugte Pferdekraft verursacht jährlich etwa 200—300 M. Kosten.

Zu gleichem Zwecke wie die Heber-Thalsperre wird im obern Wupperlauf noch eine zweite, fast ebenso große, die **Lingel-**

Zhalssperre bei Marienheide erbaut, die 2 600 000 Kubikmeter Wasser aufstauen soll und im nächsten Herbst zur Vollendung gelangen wird. Gegenwärtig sind 220 Arbeiter an ihr beschäftigt. —

Archäologisches.

— Von der babylonischen Expedition unter Koldewey findet sich ein Bericht in den Mitteilungen der Deutschen Orientgesellschaft, der die Resultate bis zum 1. Mai schildert. Die Arbeiten der Expedition auf dem Kasr, der Ruinenstätte, die den Palast des Nebuladnezar birgt, haben bereits zu einem zweifachen Ergebnis geführt. Durch einen mächtigen Querschnitt durch die Ostfront ist zum erstenmal seit länger als 2000 Jahren ein Stüd der berühmten Umfassungsmauer bloßgelegt, von der Herodot und Diodor berichten, daß eine Anzahl von Wagen auf ihr nebeneinander verkehren konnten. Es konnte festgestellt werden, daß das gigantische Festungswerk eine äußere Mauer aus gedramten Ziegeln mit dem Stempel des Nebuladnezar von 7,25 Meter Dide hat, dahinter eine Füllung aus Sand und Schotter von 21,5 Meter. Die innere Schale hat eine Dide von 13,10 Meter, das ganze Mauerwerk also von 41,85 Meter. Am 1. Mai war der Graben 17 Meter in das Innere vorgeedrungen, doch geht die Arbeit trotz der beträchtlichen Arbeiterzahl (160 Mann) nur langsam vorwärts, da ungeheure Schuttmengen zu bewältigen sind. Einige Fragmente von Monumental-Inschriften wurden gefunden, doch ließ sich nichts Zusammenhängendes aus ihnen herausbringen. Das zweite Ergebnis ist die Auffindung zahlreicher Bruchstücke der glasierten Reliefziegel, mit denen der Palast und auch wohl Teile der Mauer geschmückt waren. Das Relief stand teils auf blauem, teils auf grünem Grunde, die Fragmente zeigen menschliche Körperteile, Löwenfelle, Tagen, Augen, sowie Rosettenornamente. —

Aus dem Tierleben.

— Die Wildgans oder, besser gesagt, die Graugans (Anser cinereus) gehört zu denjenigen Wildarten, welche von unseren deutschen Jägern am seltensten zur Strecke gebracht werden und auf die am meisten Pulver und Blei verlustlos verschossen wird. Es ist kaum glaublich, auf welche möglichen resp. unmöglichen Entfernungen selbst von wirtlichen Jägern auf dies heißerstrehte Flugwild hingehunt wird in der Hoffnung, daß doch vielleicht ein glückliches Schrot Hals oder Kopf treffen oder einen Flügelknochen zerschmeltern könnte, denn sonst ist die Graugans am ganzen Körper so gut wie unüberwindbar für Schrote. Wenn nicht mit sehr starker Pulverladung und aus aller nächster Nähe gefeuert, vermögen die Schrote den dichten elastischen Federharnisch, der Brust und Bauch dieser Vögel bedeckt, nicht zu durchdringen. Dies gilt namentlich für die erwachsenen und vollständig ausgeauerteten Graugänse, welche in Gemeinschaft mit der kleineren Saatgans (Anser segetum) im Spätherbst und Winter in großen Scharen in unseren Feldgemarlungen, besonders in feuchten Ebenen oder in Flußniederungen (Rhein, Oder, Warthe), einfallen, wo ihnen von allen Jagdliebhabern eifrig nachgestellt wird. Zu Beginn des Frühjahres ziehen die Saatgänse sämtlich nach ihren Brutplätzen im hohen Norden, und auch die Graugänse folgen ihnen größtenteils, wenigstens bis an die Küsten der Ostsee, nach. Immerhin bleibt eine nicht unbeträchtliche Zahl der letzteren Art in der wasserreichen norddeutschen Tiefebene zurück, um hier im verschwiegene Dicht der Schilfrische z. dem Brutgeschäft obzuliegen, und zwar geschieht dies wohl weit häufiger, als man anzunehmen geneigt ist. Es liegt daran, daß der schlau, vorsichtige, ebenso scharf äugende wie vernehmende und witternde Vogel sich während der ganzen Brutzeit — dieselbe beginnt meist Mitte März und dauert ungefähr vier Wochen — sorgfältig verborgen hält und kann niemals sichtbar wird. Gegen Mitte April fallen die vier bis sechs jungen Wildgänse aus, und auch noch während der nächsten Wochen hält sich die „Kette“, d. h. eine Familie, geschlossen in unmittelbarem Bereich ihres Verstecks. Erst wenn die Jungen anfangen flügge zu werden, was in der ersten Hälfte des Juni der Fall ist, kommt die „Kette“ aus ihrem Zufluchtsort auf die Wasserfläche heraus, um dort Schwimm- und Flugversuche anzustellen. Das ist dann die richtige Zeit für den Jäger, mit einem gut im Wasser arbeitenden Gebrauchshund vom Kahn oder vom Ufer aus die Noherbrücke, in welchen er Wildgänse vermutet, nach diesem schenen Wasserwild abzufischen. Zu bemerken ist schließlich noch, daß, so ungenießbar die alten Wildgänse unter allen Umständen sind, das Wildbrät solcher Junggänse, die auf Süßwasser-Seen gebreitet und flügge geworden sind, sehr wohlschmeckend ist und außer durch eine etwas dunklere Färbung sich kaum von dem Fleisch der zahmen Gausgans unterscheidet. —

Technisches.

— Blaufärben von Stahlfedern. Auf gleichmäßiges Holzlohlenfeuer legt man eine Eisenplatte, die mit pulverisiertem ungelöstem Kalk oder feinem Sand dünn bestreut ist. Nachdem die Platte rotwarm geworden, werden die Federn vollkommen in den Sand oder Kalk eingehüllt, wonach sehr rasch die blaue Farbe erscheint. In diesem Augenblick werden die Federn schleunigst herausgenommen, wobei man vermeiden muß, daß diese mit der Zange oder den Fingern berührt werden, da in diesem Falle leicht Flecken entstehen können. Auf chemischem Wege färbt sich Stahl schön und sehr haltbar blau durch Eintauchen in eine Mischung, die aus einer Lösung von 1/2 Teil rotem Blutlaugensalz in 100 Teilen

Wasser und einer Lösung von 1/3 Teil Eisenchlorid in 100 Teilen Wasser besteht. Beide Lösungen müssen dieselben Raumteile enthalten. Nach dem Eintauchen werden die Federn durch heißes Wasser gezogen und in Sägespänen getrocknet. Zweckdienlich ist es, die Federn mit Polierrot oder Weingeist so lange zu reiben, bis derselbe verflüchtigt ist, da auf reinem gegläntztem Stahl die Farbe feuriger erscheint. — (Kraft und Licht, Düsseldorf.)

Humoristisches.

— Serenissimus kommt. Als Serenissimus einst in Begleitung seines Adjutanten v. Kindermann eine kleine Promenade vor die Stadt machte, wurde er von einem großen Hunde angebellt. Serenissimus, der in solchen Fällen etwas weltshener Natur zu werden pflegt, suchte sich hinter seinem Begleiter zu bergen. Der Adjutant bemühte sich, ihn zu beruhigen: „Serenissimus wissen ja, die großen Hunde, welche bellen, beißen nicht!“

„Gewiß weiß ich es, — aber — Kindermann — aber ob es der große Hund weiß!“ —

— Unter Freundinnen. Grete (den Verlobungsring zeigend): „Wie findest Du seinen Geschmack?“
Meta: „Vorzüglich — was Schmuckfachen betrifft.“ —

— Ein altes Mittel gegen Raupen. Die Anti-Raupen-Versammlung des preussischen Forstvereins bringt eine kleine Begebenheit wieder in Erinnerung, die zu Anfang dieses Jahrhunderts in Berlin viel von sich reden machte. Es war ein Raupenjahr, Wälder und Felder standen entblättert, kein Mittel gegen das gefräßige Ungeziefer schlug ein. Endlich erließ die Regierung ein „Rekript“, in dem verschiedene Wege zur Raupenvertilgung angegeben und ihre Befolgung bei strenger Strafe angeordnet war. Leider zeigte die Verordnung mehr guten Willen als Verstand, und so sandte dem der Gutsherr von Klein-Beerer, der „tolle Geist von Beerer“ genannt, eines Tages der Regierung ein Schreiben folgenden Inhalts: „Probatum est! Ich bin in den Wald gegangen, habe den Kleinraupen das Rekript einer königlichen Regierung vorgelesen, und siehe da, die Raupen haben sich sämtlich tot gelacht.“ —

Notizen.

— Wie der „D. D. C.“ mitteilt, ist Paul Hirschberger von der Pachtung des „Thalia-Theaters“, da er keine Konzession erhalten konnte, zurückgetreten. —

— Der Musikdirektor Peter Ludwig Hertel ist nach längerem Leiden im 83. Lebensjahre am Dienstag in Berlin gestorben. Er war lange Jahre Leiter der Balletts am Opernhause. Die großen Ballets „Flid und Flod“, „Sardanapal“, „Glinor“, „Fantasia“ u. a. sind seine Schöpfungen. —

— In der Großen Berliner Kunstausstellung wird am nächsten Sonntag die Wiener Kollektivausstellung eröffnet. —

— Die Münchener Polizei hat die erste Aufführung des Dramas „Der junge Friß“ verboten. Das Stück wird vom Gaspriel-Ensemble Ferdinand Voms im Schauspielhause nun vor geladenen Gästen aufgeführt. —

— Wie Athener Blätter melden, soll es gelungen sein, das Grab des Königs Leonidas, der mit seinen dreihundert Spartanern die Thermopylen gegen die Uebermacht der Perjer verteidigt hat, zu entdecken. —

— Zur Forschungsarbeit auf der Insel Kreta hat sich in London eine neue Gesellschaft gebildet. —

— Dem Museum für Völkereunde ist das große Modell einer Indigo-Faktorie aus Kischamagar, Bengalen, als Geschenk überwiesen worden. —

— Nachduftende Pflanzen, die bei Tage mehr oder weniger geruchslose Blüten haben, giebt es in großer Zahl; die Nachtviole ist eine der bekanntesten davon. H. Theulier berichtet im „Jardin“, daß zu denselben auch eine Doldpflanze (Crassula lactea) gehöre, die bisher für duftlos galt, aber nachts einen sehr feinen und starken Duft ausströmt, der zwischen Nelken-, Heliotrop-, Narzissen- und Jasminduft eingereicht werden kann. Die Pflanze ist besonders merkwürdig durch die Leichtigkeit, mit der die Blüten auch bei Tage zur Duftentfaltung gebracht werden können, sobald man sie kurze Zeit an einen dunklen Platz stellt. —

— In der Nacht vom 10. auf 11. Juni hat der unermüdliche Kometenjäger M. Perrine mit dem 36-Zöller der Lichtsternwarte (Kalifornien) nunmehr auch den Holmeschen Kometen wieder aufgefunden. Der Komet steht gegenwärtig im Sternbild der Fische, er kann also nur während einiger Stunden früh morgens beobachtet werden; vorläufig ist er noch äußerst lichtschwach. —

— Gleisereibewegung. Am Montblanc hat man die Leiche eines daselbst vor 33 Jahren verunglückten englischen Touristen aufgefunden. Man hat berechnet, daß die Entfernung, welche dieser Fund von dem Unglücksorte aus zurückgelegt hat, 3 500 Kilometer beträgt. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint am Sonntag, den 18. Juni.